



Mario Damolin

## Der Pseudo-Joschka von Heidelberg

### Eine (nicht nur) Heidelberger Inszenierung

***Die Diskussion um die Wirkmächtigkeit „linker Biografien“ - samt ihrer „Brüche“ - der 68er Generation hat spätestens seit Anfang der neunziger Jahre immer wieder neue Blüten hervorgebracht. In Heidelberg demonstriert der Schriftsteller Michael Buselmeier seit Jahren in öffentlichen Auftritten, Büchern und Artikeln seine Wandlung zum Konservativen. Doch am Ende bleibt nur der selbststilisierende Versuch, mithilfe seltsamer Thesen die Geschichtsschreibung für sich, mit sich und gegen alle anderen dominieren zu können.***

Es war Mitte der siebziger Jahre als mir Michael Buselmeier ein Buch empfahl: „Das Ohr des Malchus“ von Gustav Regler. In der Tat ein sehr interessantes und erhellendes Buch. Darin beschreibt der 1898 geborene Saarländer sein Leben: aus einer streng katholischen Familie zum Kommunismus konvertiert - und wieder zurück zum Katholizismus mit spiritueller Ausprägung. Ein Leben, wie ein Rezensent seiner Autobiographie schrieb, „als Tanz auf dem Vulkan“: Erster Weltkrieg mit Giftgasverletzung; danach kommunistischer Funktionär; Reisen in die stalinistische Sowjetunion als „kommunistischer Musterschüler“ (Oskar Maria Graf); Aktivist im Saarland gegen den Anschluss an Deutschland; „politischer Kommissar“ im spanischen Bürgerkrieg, dort schwer verwundet; Bekanntschaft mit Hemingway; nach Abschluss des Ribbentrop-Molotow-Paktes Dissident und Flüchtling über Frankreich – dort kurzzeitig interniert – nach Mexiko; drei Ehen; 1963 Tod in Neu-Delhi. Was für ein Leben.

Im Mai dieses Jahres hat Michael Buselmeier in Saarbrücken den Gustav-Regler-Preis für sein Lebenswerk erhalten. In der Begründung heißt es unter anderem: „Seine Themen spiegeln die Brüche und Metamorphosen seiner politischen Biografie, vergleichbar mit Gustav Regler.“ Ein starker Vergleich. Denn Buselmeier, in Berlin geboren, verbrachte nahezu sein gesamtes Leben in Heidelberg, und dort entstand auch sein durchaus umfangreiches Werk an Romanen, Gedichten, Artikeln zu Politik und Kultur - prämiert mit Auszeichnungen wie der Richard-Benz-Medaille, dem Thaddäus-Troll-Preis oder dem Ben-Witter-Preis. Aber „Metamorphosen und Brüche, vergleichbar mit Gustav Regler“?

Regler war ein Protagonist einer wahrhaft eruptiven Zeit, ein über Jahrzehnte politisch Bewegter, Unruhiger, Suchender. Buselmeier hat zwar in den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein paar Gewaltausbrüche in Deutschland aus der Ferne miterlebt, verglichen mit Reglers extremem „Tanz auf dem Vulkan“ war das aber eher ein Stehblues in den Tiefen der Heidelberger Altstadt. In seiner Dankesrede zur Verleihung des Regler-Preises beschwor Buselmeier den „Künstler als Renegaten“, als Abtrünnigen vom Mainstream seiner jeweiligen Zeit. Zwar habe er es im vergleichsweise liberalen Deutschland leichter gehabt, „die Rolle des Rebellen und Tabubrechers“ zu spielen, aber als Renegat lässt er sich doch gerne bezeichnen.

Die öffentliche Aufmerksamkeit als Renegat kann nur erringen, wer vorher sich auch öffentlich genug positioniert hat. Bei Buselmeier geht das – in einem Interview mit dem Deutschland-Radio – folgendermaßen: *„Meine große Zeit meiner revolutionären Karriere waren ja die 70er-Jahre, da war ich hier der Sponti-Häuptling, das, was der Joschka Fischer in Frankfurt war.“* Was in der Radio-Sendung als „Selbstironie“ kommentiert wird, mag für den ersten Teil des Satzes noch zutreffen, aber spätestens beim Vergleich mit Joschka Fischer erweist sich der ernsthafte Kern derart fiktionaler Erzählungen. Einen solchen Gedanken muss man erst einmal im Kopf haben, um ihn aussprechen zu können.

In Heidelberg hat die Selbstdarstellung des Schriftstellers nur verwundertes Kopfschütteln ausgelöst. Weder gab es hier in den 70er-Jahren einen „Sponti-Häuptling“, noch gab es einen „Stamm“ der einem solchen Häuptling hätte folgen können oder wollen. Dass Buselmeier der „Joschka Fischer Heidelbergs“



gewesen sein soll, ist eine schiere Halluzination. Die noch in Heidelberg lebenden alten Kämpen der Studentenbewegung erzählen, dass der angebliche Sponti-Häuptling allenfalls am Straßenrand mit seinem Dackel, später mit seiner kleinen Tochter bei Demonstrationen gesehen wurde. Ja, und das soll nicht verschwiegen werden, er war dabei, als 1978 das letzte deutsche selbstverwaltete Studentenwohnheim „Collegium Academicum“, ein linkes Zentrum mitten in der Stadt, mittels einer Tausendschaft Polizisten aufgelöst wurde. Doch körperliche Auseinandersetzungen hat Buselmeier, ganz entgegen Joschka Fischer mit seiner Frankfurter „Putztruppe“, schon immer gescheut.

Was also bewegt einen mehr als siebzigjährigen Altlinken und anerkannten Schriftsteller ohne Not dazu, derlei krude Geschichten zu erzählen? Offensichtlich ist – neben einer nicht zu verkennenden Alterseitelkeit – das Bemühen, sein eigen konstatiertes Renegatentum mit Bedeutung aufzuladen. Und das hat eine lange Tradition in der Geschichtsschreibung ehemaliger Studenten-Rebellen der 68er-Zeit – nicht nur in Heidelberg. In einem legendären taz-Streitgespräch im Jahr 2007 zwischen der Journalistin Katharina Rutschky und dem Historiker Götz Aly, reagierte Rutschky auf die groteske These Alys („Die Kinder der deutschen Massenmörder sind damals einem Massenmörder hinterhergerannt. Ich habe auch eine Mao-Plakette getragen. Wir waren alle Maoisten“) kurz und bündig: „Meine Eltern waren keine Massenmörder (...) Ich bin nicht hinter Mao hergerannt (...) Herr Aly, Sie reden, wie Renegaten es oft tun, über sich - und verallgemeinern.“

Bei Buselmeier ist das Verallgemeinern seiner erlebten oder imaginierten Geschichte biografische Methode und zugleich politische Botschaft. Er ist ein Meister der „Wir-Erzählung“, einer, der, um sein Renegatentum ins rechte Licht setzen zu können, nicht davor zurückschreckt, sich selbst erst einmal als „wir“ zu dämonisieren. Das erhöht den Effekt der „Kehrtwendung“. Und so fabuliert der Schriftsteller in Interviews, Artikeln und Büchern unentwegt:

*„Wir haben alles falsch analysiert“ (...) „Wir haben den Kapitalismus falsch eingeschätzt als untergehend und als „präfaschistisch“ (...) „Wir haben den Stalinismus verharmlost“ (...) „Wir haben China erschreckend dargestellt als <Kulturrevolution>“ (...) „Wir sind als Linke durch die Vorlesungen in einer Radikalität getobt wie die Nazi-Studenten 1933 durch die Vorlesungen der linken und der jüdischen Professoren“ (...) „Wir haben die RAF bewundert“ usw. usf. Wir, wir, wir.*

Buselmeier - und da ist er nicht der Einzige - ernennt sich einfachheitshalber zum „ideellen Gesamtlinken“, mit all jenen sinnlosen Gewaltaktionen, würdelosen Exzessen und theoretischen Amokläufen, die es in dieser radikalen Jugend- und Studentenbewegung der 60er und 70er Jahre natürlich auch gab. Und gerade in den Universitätsstädten dieses aufgeblasene „Revolutionstheater“ oder ein wichtigtuerischer Aktionismus. Aber er, Michael Buselmeier, ist derjenige, der all diese „Sünden“ auf sich nimmt, um sie sogleich wieder auf das „Wir“ abzuladen. Er simuliert sich als Maoist und Kulturrevolution-Fan, Stalinist und Gulag-Verdränger, linker Nazi, RAF-Bewunderer und heimlicher Terror-Sympathisant – ein unendlich erweiterbares multiples „Ich“, das im „Wir“ seine finale Bestimmung findet. Als fiktionaler Stoff etwa eines Romans durchaus entwicklungsfähig – aber nicht geeignet als ernstzunehmende Rückschau, die ein auch nur annähernd kritisches Reflexionsniveau für sich beanspruchen kann.

Katharina Rutschky 2007 zu Götz Aly und dessen Thesen, 1968 sei ein „Spätausläufer des europäischen Totalitarismus“ gewesen: „Unangenehm ist, dass Sie jetzt im Nachhinein so wahnsinnig schlau sind.“ Es gibt nicht wenige aus der 68er-Generation, die sich – wie Buselmeier - im Nachhinein so unglaublich geläutert und wissend präsentieren, die ihre eigene Geschichte immer wieder aufwärmen, sozusagen mit warnendem Zeigefinger, um sich die Gelegenheit geben zu können, als Renegaten fröhliche Wiederauferstehung zu feiern. Und bei manchen ist der Weg vom ehemaligen „Revolutionär“ zum „Klassenfeind“ schnell zurückgelegt, etwa von der Anti-Springer-Demonstration in die Führungsetagen von Springers „Welt“ oder vom Frankfurter „Pflasterstrand“ in die Glaspaläste von BMW.



Buselmeier hat diesen Weg nicht eingeschlagen, das war nicht sein Ding. Er arbeitet an einer anderen Front: der Geschichtsschreibung. So haben sich in Heidelberg die „politischen Narrative“ des „großen Schriftstellers der Stadt“ als eine viel beachtete und zumeist kritiklos aufgenommene Geschichtenerzählung festgesetzt. Seine angeblichen Brüche und Metamorphosen hin zum Konservativen, sein altbacken-abweisendes Verhältnis zur technologischen Moderne und ihren Weiterungen finden in der lokalen Monopolpresse, die früher über ihn und seinesgleichen gerne einmal als „Linksfaschisten“ herzogen, freudige Abnehmer. So wie Heidelberg, früher Metropole der Studentenbewegung und Sitz mancherlei seltsamer (Polit-)Sekten, heute eine befriedete „Wohlfühl-Stadt“ ist, hat sich der einstmalige Rebell wohlig in der Rolle eines mahnend-konservativen Spät-Spätromantikers eingerichtet.

„Haben Sie uns gebraucht?“, fragte Michael Buselmeier einmal anlässlich eines öffentlichen Interviews den früheren Heidelberger Oberbürgermeister Reinhold Zundel, den er in den siebziger Jahren ob dessen brachialer Art der Stadtpolitik publizistisch aufs Heftigste bekämpft hatte - um sich sogleich entschuldigend zu unterwerfen und hinzuzufügen: „Wir haben Sie gebraucht.“

Das ist das Ende aller Geschichtsschreibung, das Ende aller kritischen Reflektion, Küchenpsychologie aus Heidelberg-Rohrbach. Denn die Nachkriegsjugend in West-Deutschland hätte ursprünglich sicher einiges „nicht gebraucht“, was dann später - 1968 - zur unvermuteten Initialzündung für Rebellion und Protest wurde: eine post-faschistische, verkrustete, vermuffte und verklemmte Gesellschaft, schweigende Eltern, prügelnde Lehrer, falsche Autoritäten, alte Nazi-Eliten wieder in Amt und Würden, die Droge des Vergessens. Das alles wurde so nicht „gebraucht“, aber es war da - eben wie im richtigen Leben.

Gustav Regler in seiner Autobiografie zum Moment seiner „Kehrtwendung“ Anfang der vierziger Jahre im mexikanischen Exil: „Man teilte nicht mehr alles ein, wie die Gedankenarmut der politischen Fanatiker es gebot, man fühlte sich stark genug, den Reichtum der Ideen über sich ergehen zu lassen(...) man war zum Aufbruch nach immer neuen Horizonten bereit.“ Sein Renegatentum brachte ihm gesellschaftliche Isolierung, das „Gift des Abscheus“ ehemaliger Freunde und Genossen und massive existenzielle Bedrohungen.

Die altlinken „Renegaten“ wie Buselmeier, die das politische Exil nur vom Hörensagen kennen, waren und sind von solcherart Bedrohungen nicht betroffen - im Gegenteil. Sie dürfen heute die Preise in Empfang nehmen, die nach jenen Personen benannt sind, welche tatsächlich radikale lebensgeschichtliche Brüche vollzogen haben. Der Gustav-Regler-Preis an den Heidelberger wurde, wie die Saarbrücker Zeitung monierte, von einem „Klüngel“ Buselmeier-Freunde organisiert: vorgeschlagen von seinem alten Freund Arnfrid Astel, einer Jury, gespickt mit guten Bekannten, und die Laudatio hielt sein Heidelberger Lyrik-Kollege Michael Braun. Fehlt nur noch, dass Buselmeier demnächst zum „Gustav Regler Heidelbergs“ ernannt wird.